

Vom Wert der Werte, oder: Zange und Hose? Kunst, Kultur und der Primat der Ökonomie

Vortrag bei der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Evaluation, Münster, 2009

Dr. Christian Esch, Direktor des
NRW KULTURsekretariats (Wuppertal)

Lassen Sie mich mit ein paar Angaben zu der Einrichtung beginnen, die seit über 35 Jahren in Nordrhein-Westfalen kommunale Kultur und Kunst mitfinanziert und gestaltet. Das NRW KULTURsekretariat mit Sitz in Wuppertal (NRWKS), dessen Direktor ich seit fünf Jahren sein darf, wurde 1974 von den großen Städten NRWs, den orchester- und theatertragenden Städten, wie es damals hieß, gegründet.

21 Städte sind Mitglied bei uns, von Köln bis Bielefeld, von Aachen bis Dortmund. Mit ihnen, für sie, jedenfalls vor Ort initiiert, organisiert und greift das NRWKS auf. Es unterstützt Kultureinrichtungen projektweise und veranstaltet mit ihnen und für sie im Bereich Musik, Theater, Kunst, Literatur und mehr. Es entwickelt Veranstaltungs- und Förderformate und agiert kulturpolitisch mit und zwischen dem Geldgeber Land und den das KS tragenden Städten. Wir richten Tagungen an der Schnittstelle von Theorie und Praxis aus, schreiben Produktionen und Stipendien aus, kurz: Mit knapp 2 Mio. Euro Fördermitteln von Land NRW, Stiftungen und privaten Geldgebern unterstützen und kooperieren wir Kunst und Kultur in NRW. Mit weiteren 600.000 Euro sind wir, in Partnerschaft mit der Kulturabteilung in der Staatskanzlei, seit kurzem verantwortlich für die neu entwickelte Internationale Kulturarbeit für und aus

NRW. Dabei organisieren und gestalten wir ein permanentes internationales Besucherprogramm, treiben Aus-tausch z. B. über Länderschwerpunkte, unterstützen Kooperationsentwicklungen und vieles mehr.

Seit einigen Jahren gibt es zwischen dem NRWKS und der STK NRW eine Zielvereinbarung. Sie enthält allgemeine Ziele, nennt auch punktuell abgestimmte oder teilweise gemeinsame Aktivitäten und handelt davon, dass die Zielerreichung gemeinsam evaluiert werden sollte.

Allerdings ist es dazu noch nicht gekommen, von äußerlichen Ansätzen in Form eines Gedankenaustauschs einmal abgesehen. Gekommen ist es dazu auch deshalb nicht, weil die Ziele sehr allgemein beschrieben wurden. Wichtiger aber dürfte sein, dass es an Kommensurabilität fehlt. Denn der wesentliche Daseinszweck des NRWKS besteht ja vor allem in der Förderung von Kunst- und Kulturveranstaltungen, die sich einer wirklich aussagekräftigen Prüfung mit überprüfbaren Kriterien weitgehend entziehen. Erschwert wird die Prüfung auch dadurch, dass sowohl die Qualität als auch der Erfolg einer solchen Veranstaltung, je nach Format unterschiedlich stark vom NRWKS abhängt, je nachdem, in welchem Maße das NRWKS als bloßer Förderer oder als Initiator, vielleicht Mitveranstalter oder gar ausrichtende Institution mittelbarer oder unmittelbarer beteiligt ist.

Am größten ist aber die schon genannte Schwierigkeit, dass die Kunst oder die künstlerische Arbeit als »Raison d'être« der Kulturfördereinrichtung wenig relevante Evaluierungskriterien insbesondere nach qualitativem Maßstab bietet. Dies erschwert oder verhindert eine methodisch saubere Prüfung, die wiederum in der Lage wäre, ihrer eigenen Überprüfung

fung standzuhalten. Das Problem: Relevante Kriterien, außer solchen der Kunstkritik, gibt es dort nicht, wo Kunst das Ergebnis einer kulturellen Fördermaßnahme zumindest sein sollte - Kunst oder doch jedenfalls künstlerische Arbeit im kulturellen Rahmen.

Das bedeutet natürlich nicht, dass nicht etwa die Prüfung interner Verwaltungsvorgänge, Personaleinsatz, Mittelfluss und dergleichen möglich wäre: natürlich lässt sich dazu sehr rasch sehr viel sagen, zumal der Aufwand auf diesen Gebieten überschaubar ist (weshalb man fragen kann, ob eine aufwendige Evaluation überhaupt sinnvoll ist). Wie auch immer, solche Bewertungen interner Prozesse bleiben solange nur ein Wert in sich, wie sie nicht in mehr als eine bloß zahlenmäßige Beziehung zum Förderziel, der künstlerischen Arbeit gesetzt wird. Wenn, sagen wir, sechs Beschäftigte - so viele feste Mitarbeiter hat das NRWKS - zehn Projekte ermöglichen ist das natürlich zunächst weniger ergiebig und wünschenswert, als wenn sie - wie wir es tun - Hunderte von Projekten pro Jahr initiieren, unterstützen oder mitveranstalten. Bekanntlich sind aber hundert künstlerisch oder gemäß dem Publikumszuspruch erfolglose Aktivitäten gegenüber zehn erfolgreichen relativ wenig wert. Die Zahl der Veranstaltungen lässt durchaus etwas zur NRWKS-Arbeit als Faktor, als mehr oder weniger großer Teil der Kultur sagen, wenig aber zum künstlerischen Ergebnis, dem eigentlichen Förderziel.

Diesen Unterschied von Kunst und Kultur muss man schon machen, denn Kunst und Kultur, das ist eben nicht das gleiche. Das NRWKS ist sicherlich Teil der Kultur, doch wohl kaum ein Kunstwerk - auch wenn wir uns natürlich Mühe geben. Kultur und Kunst verhalten sich zueinander wie das raumgebende Klima zum eigentlichen Wetter. Herbstlich ge-

sprochen fördert das NRWKS also sowohl die Wolke Kultur als auch den Regen Kunst. Ein zugegebenermaßen wolziger Vergleich, ein Sprachbild eben, aber mit der Sprache ist das so eine Sache. Und die spiegelt, wie ich meine, durchaus die Problemlage, die wir bei der Evaluation von Kulturförderern antreffen, das Problem der Differenz von klar definierter Aussage einerseits sowie Interpretation und Deutung anderseits.

Nun also Sprache. Sie beschreibt, sagt aus, »was der Fall ist«, beschreibt, was uns Welt ist. Indem sie das tut, ist sie Werkzeug, um zu Aussagen zu kommen. »Die Welt ist alles, was der Fall ist«, heißt es bei Wittgenstein. Allerdings bedeutet Sprache auch, deutet Fakten jenseits ihrer bloßen Beschreibung und wird so mehrdeutig.

Wo sie das besonders erhellend tut, wo ihr das eindrucksvoll gelingt, kann sie Kunst werden. Wo sie daran scheitert und sich lieber auf den Aussagegehalt beschränken sollte, wird sie Wortgeklingel. An dieser Stelle treibt sie manche Blüte, Verballhornungen nannte man das einmal, ungewollte Volten, unfreiwillig bedeutsam zwischen verpasster Eindeutigkeit und poetischer Mehrdeutigkeit.

Lassen Sie mich eine dieser Blüten herausgreifen, die in unserem Zusammenhang besonders lohnt. Ein Neologismus wurde in den letzten Jahren mehr und mehr salonfähig: er lautet »lohnenswert«. Das solide und einfache »lohnend« wird durch die überflüssige, eigentlich wertlose Erweiterung scheinbar geadelt zu einem gespreizt anspruchsvollen »lohnenswert«. Wie so mancher Lapsus, so bringt auch dieser hier mehr zum Ausdruck als nur Schlamperei. Und eben deshalb sei mir dieser Schlenker erlaubt, der Ihnen zunächst als beckmesserische Wortklauberei erscheinen mag. Es lohnt nämlich ein kurzer Blick auf den verbor-

genen Gehalt einer solchen Wortbildung, in der deutlich eine Priorisierung des Lohnes, des Mehrwerts gegenüber dem bloßen Wert anklingt. Sie ahnen, wenn Sie den Titel des Vortrags kennen, dass es mir nicht zuletzt um die Frage nach diesem Wert geht.

»Lohnenswert«, also eigentlich »Des Lohnens wert« ist ja nun teilweise tautologisch wie etwa der »weiße Schimmel«. Wo dort der Wert, die Eigenschaft »weiß« das Subjekt Pferd vereinnahmt, so vereinnahmt hier umgekehrt das konkrete Subjekt Lohn den von ihm doch nur bedingt abhängigen Wert. So kommt es gewissermaßen zu einer Umdeutung des Wertes. Der Wert, der doch etwas durchaus anderes, umfassenderes ist, wird auf diese Weise dem Lohn einverleibt.

Der Lohn als das, was eine Sache, die Tat, eine Tätigkeit konkret abwirft, meint tatsächlich etwas anderes, spezielleres als ihren Wert, eine Kategorie, die umfassender ist: Schließlich lässt sich so wenig behaupten, dass der Lohn einer Arbeit ganz ihren Wert auszudrücken vermag, wie etwa, dass der Geldwert und der Wert bzw. die Werte das gleiche wären. So ist das eine quantitativ messbar, das andere nicht. Lohn ist messbar, kann sogar ausgezahlt werden, Wert dagegen zahlt höchstens sich aus.

Und eben an solcher Ungleichheit entsteht die Schwierigkeit von Evaluierung mit ihrem Anspruch, methodisch sauber und schlüssig aussagekräftig dem Verhältnis materiellen, messbaren Aufwands zum Ergebnis als ihrem Wert beizukommen. Schwierig ist dieser Anspruch, weil sich Wert - jenseits von Geldwert oder pekuniärem Mehrwert - kaum objektiv bemessen und in diesem Sinne nicht wirklich fassen lässt. Und dies ist besonders der Fall, wenn es die Evaluation mit der Kunst zu tun bekommt, um deren Ermöglichung und Verwirklichung es ja

nun als eigentlichem Zweck bei den Fördermaßnahmen etwa des NRWKS geht.

Letzten Endes nur am künstlerischen Output als Wert und Zweck der Fördermaßnahme ließe sich gültig bewerten, ob ein dafür bereitgestellter finanzieller und personeller Aufwand gelohnt hat.

Sich der Evaluation deshalb zu verschließen, weil sie nicht ausreichen kann, dieses ungleiche Verhältnis von Lohn der Arbeit und ihrem Wert zu beurteilen, ist zum einen angesichts der politischen Wirklichkeit nicht möglich, wäre aber zum anderen auch nicht sinnvoll. Sicher gibt es Indikatoren für das Gelingen oder Scheitern einer, verwaltungstechnisch gesprochen, »Maßnahme«, zum Beispiel ob sie überhaupt zustande kommt oder nicht, ob Verwaltungsvorgänge zielführend etwa im Sinne des Mittelflusses sind oder nicht, ob Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten sinnvoll geregelt sind oder nicht.

Wer aber wollte sich anmaßen zu beurteilen, ob ein künstlerisches Ziel, das mit Kategorien wie z.B. Ästhetik und Relevanz verbunden ist, wirklich erreicht wurde? Wenn in einem kürzlich publizierten Leitfaden für Kulturevaluation zu lesen ist, »die Qualität eines Projekts lässt sich durchaus mit einfachen und gängigen Mitteln bewerten«, erlaubt das ja wohl den Zweifel, ob sich die Evaluation ihrer Grenzen genügend bewusst ist. Vor allem dann, wenn es im selben Text einige Sätze vorher heißt, »nicht die Qualität künstlerischer Produktion sei Evaluationsgegenstand« (»Evaluieren in der Kultur«, Migros/Pro Helvetia 2008).

Ja, was denn nun? Im Falle einer Kulturfördereinrichtung ist doch jenes Projekt, dessen Qualität sich angeblich so einfach bewerten lässt, in der Regel oder doch zumeist das Kunstwerk. Sofern es sich um Massenevents handelt, mag ein

Projekt tatsächlich einigermaßen sinnvoll auszuwerten sein, gelten hier doch Maßstäbe wie Publikumszahlen, mediale Verbreitung oder Sponsoreneinnahmen. Schon bei Tagungen wird es da schwieriger: Die Teilnehmerzahl oder der schriftliche Output, auch die mediale Berücksichtigung können hier nur Annäherungswerte darstellen, doch den Wert der Diskussion oder des Diskurses kann man mit solchen Kennzahlen nur unzureichend erfassen. Selbst dann ist dieser Erfassungsmaßstab unzureichend, wenn die Zielvorgabe mit eben diesen Kennzahlen gearbeitet haben mag - u. U. ist der Gewinn für die Themendiskussion erheblich größer als die breite Resonanz oder die Anzahl der schriftlichen Ausführungen.

Wie eingangs über die Sprache lässt sich auch über die Kultur und Kunst sagen, dass die Kultur einen mehr oder weniger aussagekräftigen, eindeutigen, bisweilen auch mit sozialen und wirtschaftlichen Parametern zu bewertenden Anteil hat, die Kunst aber eben auch einen unscharfen, nicht messbaren künstlerischen und ästhetischen, ja sagen wir es: Wert hat. Dieser unbestimmte Wert, dem man auch mit »Aura« oder »Schein des Scheins« zu beschreiben versucht hat, entzieht sich letztlich der Beschreibung, und damit erst recht der einen objektiven Anspruch erhebenden Bewertung.

Kunst kann also nicht angemessen evaluiert werden, weder nach Publikumszahlen noch nach Effizienz, und Wirtschaftlichkeit im Sinne eines ökonomischen Verhältnisses von Einsatz und Ergebnis ist ein untauglicher Maßstab. Kultureinrichtungen sind also nur insoweit für Evaluation geeignet, dass nach ihren Verwaltungsabläufen, Personalstrukturen oder nach der internen finanziellen Effizienz gefragt werden kann. Allerdings kann eine Zielerreichung, und damit das wohl wichtigste Kriterium, nur bedingt Teil des

Evaluationsansatzes sein, nur dann nämlich, wenn zuvor dieses Ziel ausdrücklich formuliert wurde und sich also sinnvoll beurteilen lässt in einer schlüssigen Verknüpfung von Einsatz und Ergebnis. Diese Verknüpfung kann jedoch nur dann gelingen, wenn Einsatz und Ergebnis die gleichen bzw. aufeinander beziehbaren Messparameter bieten. Und eben dies ist bei einer Fördereinrichtung einerseits und einem künstlerischen Prozess andererseits nicht oder kaum möglich.

Das eigentliche Problem liegt m. E. in der Durchökonomisierung aller gesellschaftlichen Bereiche, eben auch von Kunst und Kultur. Zahlen, Quantität, sind zum einzigen gültigen Maßstab geworden, oft völlig am Kern des Bemessenen vorbei. Wenn z. B. die Zahl der Veröffentlichungen als Erfolgsmaßstab für Professoren erhoben wird, wie dies an Universitäten inzwischen regelmäßig geschieht, zielt das völlig am Auftrag von Forschung und Lehre vorbei. Naturwissenschaftliche Arbeitsweisen werde ohne weiteres auf Geistes- und Kulturwissenschaften übertragen, wo sie nur völlig unzulänglich einzelne, ihnen zugängliche Bestandteile von Arbeit beschreiben können. In der Naturwissenschaft z. B. ist das möglich, weil sowohl in den Voraussetzungen (z. B. Geld), als auch in der Arbeitsweise (Empirie, Statistik) und schließlich an den Ergebnissen positivistisch numerisch messbares, eben zählbares resultiert. In der Geisteswissenschaft und schon gar dort, wo es um Kunst geht, ist dieses Tertium Comparationis, die Zahl eben, nur bedingt oder gar nicht anwendbar: Die Ergebnisse, seien es eine historische Theorien, philosophische Thesen oder ein Kunstwerk, sind nicht messbar, besitzen sie doch eher einen Wert (der, wie ich sagte, sich auszahlt) als einen Lohn, der entweder die Bezahlung der Arbeit wäre oder jedenfalls in einem unmittelbaren Verhältnis zum Aufwand steht.

Die Reduktion des Lohnenden oder gar Lohnenswerten auf solche Parameter hat zur Folge, dass bei der Anwendung dieser Maßstäbe Zahl, Häufigkeit, Auslastung, etc. nur das als erfolgreich gelten kann, was sich dem fügt. Was sich dem aber entzieht und ganz oder teilweise untauglich für solchen Maßstab ist, wird rasch durchfallen und als untauglich in einer ökonomisch geprägten Gesellschaft gelten. Denken und Kunst müssen grundsätzlich als Verschwendung von Ressourcen erscheinen, wenn es darum geht, den unmittelbaren, zählbaren Gewinn dieses Tuns auffinden zu wollen. Wo kausale Verknüpfung unmittelbar nicht gelingt und gelingen kann, ist es zwar möglich zu sagen: Nicht kausal ist unlogisch, also Unsinn. Stimmt: Kunst ist in dieser Weise vielleicht Unsinn.

Unsinn ist es aber jedenfalls, wenn man dieser Hose Kunst und künstlerische Arbeit mit der Zange Messung beikommen möchte. Das ist nichts anderes als tatsächlich vermessen.

Ich wiederhole: Evaluierung von Verwaltungsvorgängen, Finanzflüssen etc. sind natürlich machbar. Wir selbst liefern die dafür nötige Transparenz im eigenen Hause, wie man das dem Geschäftsbericht des NRWKS entnehmen kann, den Sie hier ausgelegt sehen.

Man kann sicher auch evaluieren, etwa wie viele Schüler in den Genuss von kultureller Bildung bei einer, sagen wir: Theaterproduktion kommen. Unbedingt bewusst muss man sich dabei jedoch dessen bleiben, dass man damit zum Wesen und Wesentlichen der Arbeit, die Künstlerisches zum Ziel hat, kaum etwas sagen kann. Vielmehr ist der Schaden oft größer als der Nutzen, da hier Munition gegen Kunst und Kultur beschafft wird, die von unkundiger oder einseitig interessierter Seite, etwa von den kulturfernen

Entscheidungsträgern verwendet werden kann und in der Vergangenheit oft genug verwendet wurde.

Meine Skepsis hat aber außerdem einen sehr einfachen und naheliegenden Grund: 2006 wurde die Arbeit des NRWKS von außen von betriebswirtschaftlicher Seite evaluiert, übrigens mit einem für uns äußerst günstigen Ergebnis, so dass man nicht etwa sagen kann, wir seien hier in diesem Sinne schlecht behandelt worden. Ganz und gar nicht, das wurde uns gleich zu Beginn ausführlich dargelegt, und wir wurden diesbezüglich nicht enttäuscht. Was hier jedoch, trotz intensivster Einspeisung von Beschreibungen, Daten und Produkten in langen und vielfältigen Gesprächen in dem Bericht zu lesen war, welche Häufung von richtigen Zahlen und falscher Einordnung unseres Auftrags, unserer Arbeit, unserer öffentlich-rechtlichen Struktur etc. dort anzutreffen war und in Teilen noch ist, das will ich hier nicht ausbreiten. Hier wurde tatsächlich die Hose mit einer Zange angezogen, die, um im Bild zu bleiben, im Maschinenbau wohl ihren Sinn gehabt hätte, nicht aber für Textilware. Nach all der Arbeit auch für unser Haus, die mit dem untauglichen Evaluierungsversuch einherging, wäre eine Evaluierung dieses Evaluationsversuchs erheblich zielführender als immer wieder neue Säue, die durch alte Dörfer getrieben werden.

Ich habe die Sprache herangezogen und will nun mit geformter Sprache enden:

Ich sag es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.
